

Kurz nachdem ich im Sommer 1994 beim *Tagesspiegel* als Redakteur angefangen hatte, bekam ich eine Absage, und zwar vom *Tagesspiegel*. Typisch Berlin, dachte ich. Meine Bewerbung lag dort jahrelang rum, ohne Reaktion, jetzt sagten sie ab. Dabei hatte ich meinen Lebenslauf nur deshalb dorthin geschickt, weil der damalige Chefredakteur mich darum bat. Jetzt war ich endlich fest angestellt worden, von einer neuen Chefredaktion, hatte auch schon meine ersten Konferenzen überstanden und Texte redigiert – und die Assistentin des früheren Chefredakteurs, der jetzt Herausgeber war, schrieb mir: »Leider konnten wir Ihre Bewerbung nicht berücksichtigen. Zu unserer Entlastung schicken wir Ihnen hiermit Ihre Unterlagen zurück.« Ich wunderte mich nicht wirklich, so war das hier in dieser Stadt nun mal. Aber ich war natürlich auch froh, dass ich meine neue Zeitung nicht mehr länger belasten musste. Später stellte sich heraus, dass der frühere Chefredakteur gleich nach der Wende vor allem Journalisten aus dem Osten suchte. Ich hatte damals beim Ost-Berliner *Morgen* als freier Mitarbeiter angefangen und war danach, als die Zeitung vom neuen Eigentümer eingestellt, also »plattgemacht« wurde, zur Ost-Berliner *Neuen Zeit* gegangen. Die war vor allem bekannt durch die kunstvoll gemalte Reklame auf einer Brandwand am Checkpoint Charlie. Die Redaktionen des *Morgen* und der *Neuen Zeit* saßen ein paar Hundert Meter weiter die Friedrichstraße hoch, aber zum Recherchieren kamen wir immer hierher an den Checkpoint Charlie und besetzten die ersten Telefonzellen im Westen. Nicht weil wir Angst davor hatten, abgehört zu werden, davon gingen wir sowieso aus, sondern um überhaupt erst einmal eine freie Leitung zu bekommen.

Der frühere *Tagesspiegel*-Chefredakteur dachte also, dass ich aus dem Osten komme, und dann stand in meiner Bewerbung: Geburtsort Köln, die Achtzigerjahre an der FU durchstudiert, und das auch noch am Otto-Suhr-Institut, international anerkannt für die Spezialisierung auf angewandte Revolutionswissenschaften. Kein Volontariat, nicht mal fürs Foto gekämmt, aktueller Wohnort Tempelhof. Und wahrscheinlich vor der Bundeswehr gedrückt. Solche Typen hatten sie hier schon genug.

Wegen der Bundeswehr bin ich damals nicht nach Berlin, da musste ich sowieso nicht hin: ausgemustert, T 5, für nichts zu gebrauchen. Die Ärztin beim Kreiswehrrersatzamt hatte mir damals eine einfache Frage gestellt: »Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?« Sie musste sich bei einer der vielen Friedensdemos einen Peace-Virus eingefangen haben. Ich wollte nicht, und sie hörte ein komisches Knirschen in meinem Knie, das war's. Ich kam nach Berlin also nicht als Bundeswehrflüchtling wie so viele andere – Berliner wurden damals ja nicht »gezogen« –, ich kam Anfang der Achtzigerjahre als Langeweile-Flüchtling, und ein wichtiges Argument dabei war: Es gab keine Sperrstunde in Berlin.

Die ersten ein, zwei Jahre pendelte ich an den Wochenenden nach Berlin, das fing schon in der Schule an. Einige von uns hatten noch vor dem Abi eine Decke, dicke Socken, den *Steppenwolf* von Hermann Hesse und das *Kursbuch – Revolte 81* in ihren Rucksack gestopft und waren ganz nach Berlin gezogen, die einen wegen Punk, die anderen wegen der Hausbesetzer. Und so gab es immer ein paar feste Anlaufpunkte: eine Ladenwohnung ohne Vorhänge oder Rollos, aber mit Vogelspinne in der Schöneberger Gotenstraße, eine düstere Hinterhauswohnung in der Görlitzer Straße in Kreuzberg, wo die Briketts in beiden Zimmern an den Wänden bis unter die Decke gestapelt waren, ein Erkerzimmer direkt an der Mauer in der Sebastianstraße, in das die Grenzer von ihrem Wachturm aus glotzten. Es roch nach Ruß, es war duster, und es war arschkalt. Aber toll.

Nach Berlin zu kommen dauerte damals ewig, jedenfalls von Köln aus. Die Bahn brauchte sieben, acht Stunden, über die Autobahn ging es auch nicht schneller, und Fliegen war was für Popper mit Geld. In Helmstedt rissen die Grenzer in den Nachtzügen die Abteiltüren extralaut auf, wenn wir unsere Turnschuhe ausgezogen hatten, und unsere geliehenen Autos mit »Atomkraft? Nein danke«-Sticker auf

der Heckklappe – also Käfer, Bullis, R4 und uralte Leichenwagen von Daimler – wurden genau inspiziert, nicht ohne spitze Bemerkung: »Können Sie sich keinen eigenen Wagen leisten?« Immer waren Umzugskisten voller Schallplatten, Fotos und anderem Krempel drin, von denjenigen, die ihre Zimmer in Berlin bereits bezogen hatten.

Unser Soundtrack auf dem nächtlichen Transit: Kassetten mit Live-Aufnahmen von The Cure und Siouxsie, so düster wie die Gegend um Irxleben, Würigsleben und Murxleben oder wie die sachsen-anhaltinischen Dörfer eben hießen, durch die der Weg nach Berlin führte, nur unterbrochen von leuchtenden Inseln mit D-Mark-Shops, wo es den Bison-Vodka mit Grashalm günstiger gab als bei Bolle in West-Berlin.

Mit den Siebzigerjahre-Hippies, die eine halbe Generation vor uns nach Berlin gekommen waren, konnten wir nicht viel anfangen. Sie stammten oft aus Süddeutschland, einige waren sogar aus Stuttgart hergezogen, die Männer hatten ganz lange Haare und die Frauen ganz kurze oder auch keine. Die meisten schwäbelten ein bisschen, pflegten ihre Kefirkulturen und waren seit mindestens zehn Jahren in der Abendschule im Mehringhof angemeldet, schafften es aber meistens nur bis ins »Ex«, so hieß das dortige Kneipenkollektiv. Sie taten so, als gehöre die Stadt ihnen.

Dass die Stadt ihnen gehöre, meinten auch diejenigen, die hier aufgewachsen waren: die Urberliner. Für die Älteren unter ihnen schmeckte Berlin noch nach Luftbrücke, sie befanden sich im permanenten Widerstand gegen alle Kommunisten jenseits und diesseits der Mauer, und das waren eigentlich alle, die keine B.Z. lasen. Die jüngeren West-Berliner strebten wie ihre Eltern eine Karriere als Busfahrer oder Sachbearbeiter in der Kfz-Zulassungsstelle an und gingen zu Hertha oder ins

»Sound«, wo sich Christiane F. ihren ersten Schuss gesetzt hatte. Und dann gab es auch noch die Achtundsechziger, unsere Lehrergeneration. Die saßen am Savignyplatz bei der »Dicken Wirtin« und erzählten von der »Schlacht am Tegeler Weg«, so wie ihre Väter von Stalingrad. Sie alle dachten, die Stadt gehöre ihnen. Aber Berlin gehörte jetzt uns.

Und wir lernten schnell: In der Pankstraße geht nicht der Punk ab, auch wenn es dort ein Straßenfest gibt. Am Anhalter Bahnhof wird nicht getrampt, das macht man an der Auffahrt Dreilinden, es sei denn, es geht mit dem Auto zur Demo nach Brokdorf, dann ist der Treffpunkt der »Kuckuck«, und der ist am Anhalter Bahnhof. Alles klar. Kuckuck hieß das alternative Kulturzentrum in einem besetzten Haus. Die Fassade war spektakulär bemalt: Auf der linken Brandwand der drei Gebäudeflügel waren druidenartige Anarchisten an einem Schmiedefeuer zu sehen, einer trug eine kleine schwarze Bombe mit Lunte davon. Über ihnen blitzte das Besetzersymbol auf, die Spitze ragte, als Holzkonstruktion verlängert, weit über die Fassade hinaus. Das Bild auf der mittleren Wand zeigte am Boden den Müll der Stadt und glatte Neubaufassaden, darüber träumten sich bunte, bewohnte Seifenblasen dem Himmel entgegen. Gefühl und Härte, das Motto zur Zeit. Das Haus stand mitten in der Stadt auf freiem Feld, es hatte den Krieg überlebt, links und rechts davon war alles weggebombt worden.

1984 ließ der Senat, damals schwarz-gelb, den Kuckuck räumen, die Fassade wurde alsbald übermalt. Heute steht das Gebäude eingeklemmt und versteckt zwischen Billighotels, nichts weist auf seine Geschichte hin. Die »Property Service Group« machte nach der Wende ein »Projekt« aus dem Haus, mit »Neuaufteilung besonders großer Einheiten, um der Nachfrage auf dem Markt gerecht zu werden«, wie es heißt. Von meinem Büro im *Tagesspiegel* aus kann ich das Haus sehen, aber nicht wiedererkennen.

Gewohnt habe ich damals, um 1984, in Tempelhof, mit guten Freunden, kleinen Kindern und vielen Silberfischchen in einer WG. Das Haus war umzingelt vom gutbürgerlichen Berlin, in den Kneipen gab's Schinkenbrote zum Schultheiß. Raus nach Dahlem zur FU dauerte es ewig – zweimal umsteigen für eine

Stunde Tyrannenmord bei Johannes Agnoli. Nachts zurück vom »Anfall« in der Gneisenaustraße dauerte es ebenfalls ewig, auch ohne Umsteigen, denn es fuhr ja nichts mehr. Also ging ich zu Fuß den toten Tempelhofer Damm runter. Der Umzug in die Urbanstraße war logistisch eine Erlösung, auch wegen der Nähe zum Karstadt am Hermannplatz. Der machte samstags erst um 14 Uhr zu, eine Stunde später als alle anderen Läden, und werktags um 18 Uhr 30. Aus heutiger Sicht unglaublich, dass damals niemand verhungerte.

West-Berlin war hoch subventioniert und machte dazu Schulden ohne Ende. Das hieß, der Senat warf das Geld anderer Leute mit beiden Händen aus dem Rathausfenster raus, so unablässig wie beim Karneval in Köln das Dreigestirn die Kamelle vom Prinzenwagen. Man konnte kaum verhindern, davon getroffen zu werden. Die Rechnungshofberichte jener Zeit lesen sich, als hätten die Gebrüder Grimm sie verfasst, das Erholungsheim der BVG am Stößensee hieß nicht umsonst

»Klein Sanssouci«. Die Zustände waren so märchenhaft wie die Fantasie, neue Belohnungen zu erfinden für die Tapferkeit und den Mut, auszuharren in der umzingelten Mauerstadt. Wir waren baff. Wir hätten dafür bezahlt, hier sein zu dürfen. Aber wir gingen auch nicht in Deckung, als der Senat uns mit Geld bewarf.

In der Kulturverwaltung hatten ein paar Verwaltungsangestellte ihr Hobby zum Beruf gemacht und den »Senatsrock« erfunden. Der erste Rockbeauftragte war so begeistert von der Idee, dass er sich mit seiner eigenen Band an dem von ihm organisierten »Senats-Rockwettbewerb« beteiligte. Der Rockbeauftragte war auch sehr begeistert von sich selbst, er gewann den Wettbewerb und wurde gefeuert. Aber der Senat rockte weiter. Er baute ein Tonstudio in Charlottenburg, stellte einen Techniker ein, finanzierte Aufnahmen und Tourneen mit allem Pipapo – Plakate, Busse, Hotels, Gage –, und auch der Senats-Rockwettbewerb lief weiter, mit Life-Konzerten im »Quartier Latin« in der Potsdamer Straße, dem vormaligen und heutigen »Wintergarten«. Die Ärzte haben hier 1984 den Wettbewerb gewonnen, die Rainbirds 1986, und auch »Tresor«-Gründer Dimitri Hegemann war als Bassist der Band Leningrad Sandwich unter den Siegern.

Als ich Jahre später beim *Tagesspiegel* anfang, der damals noch direkt gegenüber vom Quartier Latin auf der anderen Straßenseite hauste, war's vorbei mit dem Senatsrock, nicht nur für mich. Aber vorher haben wir noch abkassiert – Cash from Chaos. Ich hoffe, die Sache ist verjährt. Zumindest setze ich fest darauf, dass die Abrechnungen, die wir eingereicht haben, aus Versehen geschreddert wurden oder bei einem der Umzüge des Senatsrockbeauftragten vom Europacenter über Umwege zur Brunnenstraße vom Laster gefallen sind – es wären ja nicht die ersten. Jedenfalls haben wir uns damals als »Magoo Brothers« ein gutes Leben gemacht auf Kosten des Landes Berlin. Und falls jemand meint, mich am 1. Mai 1987 bei den Krawallen in Kreuzberg gesehen zu haben, oder wenn ich jemals erzählen sollte, dabei gewesen zu sein: Das stimmt nicht, da waren wir auf Tour, quer durch den Norden mit dem Ziel Amsterdam. Der Senatsrockbeauftragte kann das bezeugen, falls er die Akte noch findet. Sonst fragt Wigald Boning, der war dabei.

Die Neunzigerjahre begannen mit einer harten Entscheidung. Ich hatte direkt nach dem Fall der Mauer in Ost-Berlin Christiane »Bobo« Hebold kennengelernt, die für ihre Band Bobo in White Wooden Houses einen neuen Bassisten suchte. Schon ein paar Tage später spielten wir in einem Jugendklub in Seelow und dann in einem in Radebeul, die Gage gab's in Ostmark, es war genug davon da, jedenfalls mehr, als wir ausgeben konnten. Ich war auch vor 1989 im Osten gewesen, bei Verwandten in Thüringen, zum Bummeln in Ost-Berlin – Einreise über den Tränenpalast, zwanzig Mark Zwangsumtausch. Das

war spannend, aber jetzt wurde es aufregend. Geplant war eine große Tour, und ich wollte dabei sein. Einerseits.

Andererseits war ich endlich an meiner Diplomarbeit dran. Ende der Achtzigerjahre ging am Otto-Suhr-Institut der FU ja gar nichts, anstatt Vorträge zu halten, spielten wir beim großen Streikfestival 1988 im Henry-Ford-Bau. Alexander Christou von Tempel Fortune hat mir damals die Gitarre zertrampelt, absichtlich, ich habe ihm inzwischen verziehen. Aber jetzt musste ich endlich einmal zu einem Ende kommen, das Thema meiner Arbeit lautete: »Die staatliche Förderung von Rockmusik«, was denn sonst. Da kannte ich mich wenigstens aus. Und ich hatte mir dafür extra einen Commodore C 64 geliehen – einen eigenen Computer kaufte ich mir erst danach. Außerdem war nach Lektüre der Gliederung mein Erstbetreuer gestorben, ich war es ihm irgendwie schuldig, jetzt fertig zu werden.

Bis dahin hatte ich nur wenige Jobs gemacht, es war dafür einfach kaum Zeit. Einer der sinnlosesten bestand darin, in einem Transporter Retrolampen zwischen einem Werkstattladen in Charlottenburg und einem in Rheda-Wiedenbrück hin- und herzufahren. Berlin galt als »verlängerte Werkbank«, und das war wörtlich zu verstehen. Wenn in einer langen Produktionskette auch nur ein Teil davon in der Mauerstadt hinzugefügt wurde, gab's Steuererleichterungen und Investitionszuschüsse für den Unternehmer. Ich fuhr also die fast fertigen Lampen von Rheda-Wiedenbrück über die Transitautobahn nach Berlin, dort drehte in der Werkstatt jemand eine Schraube rein, dann fuhr ich sie wieder zurück.

Aber jetzt war die Uni erledigt und das mit der Musik irgendwie auch. Regine Günther, die mit mir in OSI-Seminaren saß, würde Jahre später Verkehrssenatorin der Grünen sein, und Sibylle Schmidt, in deren Kreuzberger Kulturladen »Blockschock« wir gerne spielten, würde irgendwann in der Neuköllner AfD-Fraktion ankommen und eine Vollbeleuchtung von Clubs zur Vermeidung sexueller Handlungen fordern. Ich begann damit, als Rechercheur für einen TV-Produzenten zu arbeiten, den ich als Gastdozent aus einem Uni-Kurs kannte. *Geschäftemacherei mit Asylbewerbern* hieß meine Semesterarbeit, das Thema war irgendwie immer aktuell. Wir hatten damals betrügerische Anwälte und Ärzte aufgestöbert und nachts in Kneipen auf Rosenverkäufer gewartet, um sie zu ihrer Quelle zu verfolgen, einem ausbeuterischen Großhändler. Jetzt machte ich echte Geschichten fürs Fernsehen, und sie lagen in dieser Zeit auf der Straße, genauer: am Alexanderplatz. Denn hier residierte die Treuhand.

Ich wollte trotzdem zur Zeitung, der ganze Produktionsaufwand war mir lästig. Der Produzent kannte jemanden vom *Spiegel*, der jetzt Chefredakteur beim Ost-Berliner *Morgen* war, und der schickte mich weiter zum Lokalchef, der früher das *DDR-Mosaik* betreut hatte und jetzt nicht wusste, wie er mit seiner kleinen Redaktion fünf Seiten Berlin füllen sollte. Ich hatte auch keine Ahnung, ich hatte ja nicht mal ein Volontariat. Er schaute in meine Mappe mit dem aufgeblasenen Lebenslauf, wiegte versonnen den Kopf, sagte mit leichter Wehmut: »Was ihr schon alles erlebt habt ...« – und schickte mich zum »Tag der offenen Tür« ins Rote Rathaus. Ich sollte mit möglichst vielen Leuten sprechen, »mit einfachen Bürgern«, und eine Reportage daraus machen. Traumjob.

Immerhin lernte ich an dem Tag auch den damaligen Innenstadtrat Thomas Krüger kennen, der später als »ehrliche Haut« nackt auf einem Plakat für den Bundestag kandidierte, allerdings vergeblich. Heute ist er Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung, und ich bin der letzte Journalist, der ihn mit Trotzlisten-Vollbart sah: Wir trafen uns zufällig beim Umsteigen auf einem mittelamerikanischen Flughafen, er war auf dem Weg nach Kuba, und dort schloss er endgültig mit dem Sozialismus ab.

Der *Morgen* wurde bald darauf eingestellt, unter vielen Tränen, und ich zog ein paar Straßen weiter zur *Neuen Zeit*. In der Lokalredaktion war ich zuständig für Berlins Olympiabewerbung. Das war ein monatelanger Slapstick, so als hätten Didi Hallervorden, Harald Juhnke und Wolfgang Gruner Berlins

Olympia GmbH besetzt. Das IOC wurde im gleichen Ambiente hofiert wie 1936, über die Mitglieder der korrupten Gesellschaft hatten Berlins Olympiawerber Dossiers angelegt:

»Wer will Geld, wer will Weiber, wer will Jungs, wer will Drogen?« – das war der Suchauftrag für die Spione von der Spree. Dass Berlin scheitern könnte, kam niemandem in den Sinn, bis zur Blamage in Monte Carlo 1993. Danach wandte sich die Politik dem nächsten Projekt zu, einem Großflughafen. Die *Neue Zeit* wurde eingestellt, und ich zog zurück in den Westen, zum *Tagesspiegel*, wo ich nach Stationen in der Politik und im Reportage-Ressort 1997 selbst Lokalchef wurde.

Berlin war schon immer großartig und kleingeistig zugleich, eine Stadt zum Verzweifeln und Glückseligsein. Bereits vor hundert Jahren diagnostizierte der Arzt Albert Eulenburg den Berlinerinnen und Berlinern ein »gesteigertes und erhitztes Genusstempo«. Aber in den Neunzigerjahren gab Berlin alles. Der Kaisersaal des legendären Hotel Esplanade steht den Neubauplänen am Potsdamer Platz im Weg? Er wird mit einer spektakulären Luftkissen-Operation um 75 Meter verschoben, eine Weltsensation. Die Galeries Lafayette eröffnen in der Friedrichstraße eine Filiale? Die Lebensmittelaufsicht des Bezirksamts Mitte schließt die Gourmetabteilung mit der Begründung, der »Roquefort« sei verschimmelt – die ganze Welt lacht. Das stilprägende »Ahornblatt« an der Fischerinsel wird abgerissen und durch einen gesichtslosen Blockbau ersetzt – ein Trauerspiel. An den Ufern der Spree öffnen währenddessen wilde Bars und Cafés, die Weltjugendfestspiele der Neuzeit wollen gar nicht mehr enden.

Zehn Jahre waren vergangen, seit aus den Kellern vom

»Fisch-Labor« und der »Turbine Rosenheim« ein neuer harter Sound nach oben drängte und wie ein Virus die Clubs der Stadt infizierte. Jetzt war er zum Mainstream mutiert, Hunderttausende tanzten zu Techno, die Love-Parade zog mehr Menschen nach Berlin als der Führerbunker. 1999 kamen 1,5 Millionen auf der Straße des 17. Juni zusammen, und wir planten etwas Besonderes für die Zeitung am Tag danach: Jede der zwölf Berlinseiten würden wir aufmachen mit einem Love-Parade-Foto, und das schon für die Frühausgabe. Zeitlich war das Harakiri, und natürlich gab's kurz vor Redaktionsschluss auch noch eine Repro-Panne: Alle Bilder erschienen monochrom, es war ein Desaster. Und es sah fantastisch aus. Am Montag fragte der Herausgeber, der mir nach der Festanstellung zu seiner Entlastung abgesagt hatte, ob ich verrückt geworden sei. Kurze Zeit später wurde ich in die Chefredaktion befördert.

In die Techno-Zeit fallen auch die letzten Zuckungen der prassenden Politik. In ihrer Hybris hatten die Regierungsparteien auch noch eine Bankgesellschaft gegründet, jetzt brach die Stadt unter der Last der Schulden zusammen. Berlin sei bankrott, stellte Gregor Gysi fest, da könne man die Stadt ja auch ihm überlassen. Bald darauf wurde er tatsächlich Wirtschaftssenator und Klaus Wowereit Regierender Bürgermeister, und Thilo Sarrazin drehte als Finanzsenator den Geldhahn zu. Es gelang ihm sogar, die Zusatzhonorare für jene Arien zu senken, die an der Deutschen Oper außerhalb der »Kernsingzeit« zum Vortrag gebracht wurden. Dass so etwas geht, also einfach die Zusatzhonorare für Arien zu senken – das hätte bis dahin niemand für möglich gehalten.

Am Ausgabenstopp dieser Jahre leidet die Stadt bis heute, vieles, was in Berlin nicht funktioniert, ist eine Folge der damaligen »Sparpolitik«. Aber nicht jeder spürt dieselben Mängel, die Stadt ist da sehr unterschiedlich, je nach Lebensphase, Verkehrsmittel und Wohnsituation. Berlin zieht Start-ups aus aller Welt an, aber die digitale Ausstattung der Stadt ist katastrophal. Berlin kann stolz sein auf seine prosperierende Wissenschaftslandschaft, aber in den Schulen gibt's Schimmel statt Schampus. Die einen finden keinen Kita-Platz, die anderen sehen ihren Club bedroht. Und durch die Windschutzscheibe sieht der Verkehr in Berlin ganz anders aus als vom Fahrradsattel. Nur vorm Bürgeramt sind wir alle gleich.